

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Achtzehntes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680

Achtzehntes Kapitel.

In Brandenburg erregte des Herzogs Geschick die wärmste Theilnahme. Er hatte sich, so lange er in der Mark die Schutzherrlichkeit geführt, gegen Brandenburg immer sehr gütig bewiesen, ja eigentlich war der Schutz, den er Brandenburg angedeihen ließ, die Ursache seines jetzigen Unglücks, denn nur durch seinen, beiden Städten geleisteten Beistand war er der Feind Johann von Duißow geworden. Die Brandenburger waren ihm viele Wohlthaten schuldig und liebten ihn aufrichtig; sie hatten ihm oft ihre Dankbarkeit zu erkennen gegeben und bewahrten ihm ein treues Andenken, ja sie hätten es gar nicht ungern gesehen, wie sämtliche Städte, wenn der Herzog Johann noch ferner Schutzherr der Mark geblieben wäre. Mit Johann von Duißow war zwar jetzt Friede seit Henning von Bredow Bischof geworden war; aber man liebte ihn in Brandenburg so wenig, als man überhaupt jemanden lieben kann, vor dem man in steter Furcht leben muß. Allgemein mißgönnte man ihm daher seinen Fang; allgemein tadelte man den Bruch des von Sobst versprochenen sicheren Geleites als übermütig und frech, aber man fühlte zugleich, wie sehr man Ursache habe, ihn zu fürchten, denn er zeigte nur zu gut, daß das Ansehen der Gesetze wie des Landesherrn ihn nicht mehr in Schranken hielt, daß es ihm nicht darauf ankam, gegen beide zu freveln, wenn seine Leidenschaften aufgereggt waren. Um so mehr wandten sich alle Herzen in Mitleid zum Herzog Johann.

Niemanden traf dieser Schlag empfindlicher als Heinrich Winter. Er hatte den Bruder seines Wohlthäters innig lieb gewonnen. Stets war er gegen ihn so teilnehmend und vorsorglich gewesen, sein ganzes Benehmen hatte auf Heinrich einen so freundlichen Eindruck gemacht, daß er ihn fast wie seinen zweiten Vater ehrte. Ihn bekümmerte das Unglück des Herzogs tief, es ließ ihn nicht rasten, nicht ruhen, es nahm ihm des Nachts den Schlaf, und wo er ging und stand, flüsterte ihm eine Stimme in seinem Innern zu: du darfst das nicht gleichgültig mit ansehen, du mußt den Herzog befreien. Aber wie es geschehen sollte, das blieb ihm unklar, und so viel er auch grübelte, es wollte sich ihm kein Weg zeigen.

Heinrich war jetzt fast 17 Jahr alt und für sein Alter groß und kräftig genug. Er hatte fleißig gelernt und besaß die meisten der Kenntnisse, welche man damals von dem Geistlichen forderte. Aber mit allem, was er wußte, konnte er den Herzog, seinen hohen, von ihm heißgeliebten Freund nicht befreien. Auch Arnold Freisack war betrübt. Die Herzöge hatten bei ihm, wenn sie nach Brandenburg kamen, gewohnt, er kannte sie genau und war stolz darauf. Johann war in die angenehmste Begebenheit seines Lebens, in den durch seinen Eifer errungenen Sieg und seine Erhebung zum Rats Herrn verflochten. Wie gern hätte er Gut und Geld darum gegeben, wenn er den Herzog hätte befreien können.

So viel war Heinrich klar geworden, er mußte versuchen den Herzog zu sprechen, er mußte nach Plaue. Sofort machte er sich auf den Weg, ungeachtet der schneidenden Kälte. Von Brandenburg bis Plaue beträgt die Entfernung nur eine Meile. Er lief rasch, um sich warm zu laufen. Schon von weitem richtete er sehnsüchtig seine Blicke auf das im Süden des Städtchens auf einer Landecke am Plauer See sich erhebende Schloß. In einem seiner grauen Thürme atmete sein hoher Freund, aus einem derselben stiegen seine Seufzer gen Himmel. Je näher er kam, um so höher erhob sich die feste Steinmasse des Schlosses mit seinen einzelnen Gebäuden und seiner getürmten Mauer. Mit so eigentümlichen, das Herz beengenden Empfindungen hatte er die ihm sonst wohlbekannte Beste früher nicht angesehen.

Er stand an der breiten Havel. Wie sonst blitzte ihre funkelnde Oberfläche im Sonnenlicht, aber die leicht bewegliche Welle kräuselte sie heute nicht, denn erstarrt zu festem Eise lag der hier sehr mächtige Strom vor ihm. Er brauchte keine Fähr; das Eis war bereits dick genug, um ihn zu tragen, und mit gespannter Hast schritt er gerade auf das Schloß zu. Der Thorwächter fragte nach seinem Begehr; er nannte den ihm bekannten Namen des Gefängnißwärters und begehrte diesen zu sprechen. So wurde er eingelassen.

Der Gefängnißwärter behandelte ihn wegen seiner geistlichen Kleidung achtungsvoll und gab ihm über den Herzog Auskunft. Es schnitt ihm ins Herz, als er erfuhr, daß der Herzog selbst an den gewöhnlichen Notwendigkeiten des Lebens Mangel litt. Auf seine Frage: ob es nicht erlaubt sei, dem Gefangenen Lebensmittel und Kleidung zuzusenden, erwiderte der alte Franz, daß er ihm die Lebensmittel gern zukommen lassen wollte, wenn ihm solche eingehändigt würden; was aber die Kleidung beträfe, so sei daran nicht zu denken, denn es sei ihm auf das strengste verboten. Eben so wenig dürfe er es gestatten, daß irgend jemand mit dem Gefangenen spreche.

Betrübter als er gekommen, ging Heinrich wieder nach Brandenburg zurück. Doch unterließ er nicht, die Brandenburger aufzufordern,

dem guten Herzog Lebensmittel zu senden. Arnold Freisack schickte einen ganzen Wagen voll dahin, ließ jedoch seinen Namen verschweigen. Fortdauernd und in jeder Woche ein paarmal gingen von Brandenburg aus einige Körbe nach Plaue, und man durfte sich überzeugt halten, daß es wirklich dem Herzog zu gute kam, wenn auch der Kerkermeister mitzehrte; denn Armen, Gefangenen, Witwen und Waisen etwas zu unterschlagen, galt als eine große Sünde, als ein Diebstahl von viel schwererer Art, als jeder andere.

Mit alle dem aber war nur wenig geholfen. Heinrich konnte und durfte sich mit diesen Unterstützungen nicht begnügen, und doch fand er mit allem Sinnen nichts heraus, wie er dem Herzog hätte nützlicher werden können. Unmutig nahm er Mantel und Barett und lief zu seinem Freunde, dem Priester Erasmus, einem Manne, dessen milde, versöhnende Gemüthsart für Heinrich immer viel Anziehendes hatte.

Er trat zu ihm in das Zimmer. Der Geistliche saß vor einem Folianten mit bunt gemalten Anfangsbuchstaben und studierte das Leben der Heiligen. Er hatte kein geistliches Kleid an, sondern ein wattirtes oder gestepptes Wams, ein sogenanntes Gambicium (gamboison), und ausgechnittene oder gemüßerte rote Schuhe*). Neben ihm kniete seine Tochter, ein Mädchen von sechs Jahren, auf einem Schemel und freute sich der bunten Bilder. Ein Knabe von acht Jahren ritt auf einem Steckenpferd im Zimmer umher, ließ es mit aller Anstrengung gewaltig trabsen und peitschte es viel und fleißig; ein anderer Knabe von vier Jahren fütterte ein ledernes Pferd mit Butterbrot und ärgerte sich, daß es nicht fressen wollte; ein dritter Knabe, noch jünger, hatte einen mächtigen Fallhut auf und lief schwankend an den Wänden des Zimmers hin oder rutschte aus einem Winkel in den andern. Die Mutter der Kinder war des Priesters Wirtschasterin, mit der er seit Jahren zusammenlebte. Ähnliche Verhältnisse gab es in jener Zeit viele, und sie wurden von der Kirche stillschweigend geduldet; ja die Bischöfe erhoben sogar von den Priesterkindern eine besondere Abgabe und zogen daraus nicht unbedeutende Einkünfte.

Kommst du endlich einmal wieder, mein Heinrich, sprach Erasmus, und nötigte ihn, nieder zu sitzen. Was ist's, daß du so finster und betrübt ausschaut?

Winter erzählte ihm seinen Kummer und schloß dann: Sieh', daß ich nicht helfen kann, daß ich unthätig dafitzen und zusehen muß, wie man den guten Herrn quält und mißhandelt, — das kann mich zur Verzweiflung bringen. O warum bin ich nicht hochgeboren, warum steht kein Heer zu meiner Verfügung! Wenn ich nur auf acht Tage ein

*) Neue Berliner Monatschrift von Bießer, Bd. 23, S. 225.

Ritter wäre, und mir so viel Mannschaft zu Gebote stände, um das Schloß Blaue nehmen zu können!

Grasmus. Was helfen solche Wünsche. Mache lieber einen Plan von einer Art, daß er sich ausführen läßt.

Heinrich. Leicht gesagt. Mache einmal einen Plan!

Grasmus. Du mußt suchen, dich in Blaue aufzuhalten, damit du Gelegenheit erhältst, mit dem Herzog zu sprechen.

Heinrich. Daran habe ich auch schon gedacht. Aber wie ist das zu machen? Wenn man erfährt, wer ich bin, so vermutet man meinen Plan und damit muß ich ihn aufgeben.

Grasmus. Das ist richtig. Drum mußt du als ein Fremder dort ein Unterkommen suchen. Das steht fest. Aber halt! Da darfst du für jetzt auch nicht wieder hin nach Blaue, bis es so weit ist. Denn hat man dich erst kennen gelernt, so kannst du nicht als ein Unbekannter kommen.

Heinrich. Wahrhaftig, du hast recht. Das ist aber sehr schlimm. Ich wollte morgen schon wieder nach Blaue gehen.

Grasmus. Das darf nun nicht sein. Laß mich einmal hinaus; ich werde versuchen, ob auch ich den Herzog nicht sprechen kann. Ist das nicht möglich, so sehe ich vielleicht doch irgend eine Gelegenheit ab, die dir nützlich sein kann. Ich gehe morgen früh und morgen Abend kannst du Bescheid haben.

Wir müssen Heinrich und seinen Freund einstweilen sich selber überlassen, denn wir haben unsern Blick noch auf einige andere Dinge zu richten.